

Lisa Witasek-Kishan



MICH HAT DER
Himmel
GESCHICKT

Weltbild

Lotti hat nur ein Problem: kein Problem zu haben. Vielleicht beneidet sie deshalb ihre quirlige Freundin Helena, die in ihrem ereignisreichen Leben kein Fettnäpfchen auslöst. Eines Tages beschließen die beiden Freundinnen zusammenzuziehen. Kein Mann soll sich je bei ihnen einnisten. Lotti ist fest entschlossen, sich an die Abmachung zu halten. Wäre da nicht der neue Vermieter und sein durchaus attraktiver Halbbruder, dessen magische Anziehungskraft so manche Frau schwach werden lässt ...

Mich hat der Himmel geschickt

Weltbild

Die Autorin

Lisa Kishon-Witasek, 1956 in Salzburg geboren, studierte Musik, Germanistik, Philosophie und Sprachwissenschaft in Salzburg, München und Wien. Von 1981 bis 2003 arbeitete sie im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit an den Musikhochschulen in Salzburg und Wien, seit 2003 lebt sie als freie Schriftstellerin in der Schweiz und Wien. Sie war die große Liebe von Ephraim Kishon und seine letzte Ehefrau.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1998 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH
Covergestaltung: : Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95569-921-5

... und so entdeckte ich
die süße Natur der Probleme.

In meinem Leben hatte ich nur ein Problem. Dass ich kein Problem hatte. Alle haben Probleme, die Welt ist bis zum Rande voll davon. Immer wenn man meint, keines zu haben, hat man im nächsten Augenblick eines, und wenn nicht das eine, dann ein anderes. Daran wird sich, solange es Menschen gibt, nie etwas ändern. Nur ich war eine Ausnahme.

Ich bin als Wunschkind auf die Welt gekommen, auf den Monat genau geplant, und darüber hinaus ist mir ein Muttermal angeboren, das vom Schlüsselbein abwärts bis zur Brust verläuft und aussieht wie die Fidschi-Inseln. Von Anfang an konnte ich mich auf diese Inseln zurückziehen und fühlte mich zu all den Aufregungen am Festland, dort, wo die anderen waren, in sicherer Entfernung.

Ich wuchs in einem hübschen Reihenhäuschen auf, am billigeren Rand der Stadt, ich hatte einen eigenen Sandkasten im kleinen Garten, ein eigenes aufgeblasenes Plastikplanschbecken, in einem Beet züchtete meine Mutter Salat und Erdbeeren, in einem anderen Blumen. Im Haus war es noch paradiesischer. Ich verstreute meine Sachen in alle Himmelsrichtungen und meine Mutter trug alles wieder ins Zentrum. Sie kochte, ich aß. Sie nähte bunte Kleidchen für mich, ich bekleckerte sie. Mir gefiel alles. Sogar der Park gefiel mir, in dem wir spazieren gingen. Und dass man mich, wie ich hörte, überall suchen würde, käme ich abhanden, und sei es mit dem Hubschrauber, das gefiel mir besonders. Aber niemand musste mich suchen. Ich war immer da, und die anderen waren auch immer da.

Wenn meine Eltern stritten, taten sie es spätabends, wenn ich bereits im Bett lag, und dann machten sie die Tür zu, sodass ich es nicht hören konnte. Als ich in der Schule mit dem Kakao herumspritzte, mein Kleidchen zerriss, in die Hose machte, aufstand und schrie: »Frau Lehrerin, Sie haben falsche Zähne, ich verstehe Sie nicht!«, rief die Lehrerin zwar meine Eltern an, es wurde jedoch nichts anderes beschlossen, als dass ich, die fast ein Jahr zu spät eingeschult worden war, eine Klasse überspringen sollte.

Ich lernte nicht ungern, letztendlich lief es jedoch wieder nur darauf hinaus, dass ich meine Schulsachen verräumte und meine Mutter sie abends in meine Schultasche hineinräumte, damit der nächste Tag wieder ruhig und ohne Aufregung beginnen konnte. Ich hatte einfach nichts zu tun, und auch wenn ich vor dem Fernseher saß, tat ich nichts, während die anderen, die im Fernsehen, unglaublich beschäftigt waren und unglaubliche Dinge erlebten. Und auch meine Mutter vollbrachte eine unglaubliche Tat, wenn sie den Fernseher abschaltete, was nicht so einfach war, denn er schaltete sich, kaum wandte sie sich ab, immer wieder ein, wie von selbst.

In dieser idyllischen Ereignislosigkeit entdeckte ich, dass ich, wenn ich ein Auge schließe, mit dem anderen meine eigene Nase sehen kann. Und dann entdeckte ich, dass ich, außer im Spiegel und auf Fotos, meinen eigenen Mund und meine eigenen Ohren nicht sehen kann. Das sei ganz normal, sagten alle, denen ich davon erzählte, da gäbe es wirklich andere Probleme im Himmel und auf Erden, als den eigenen Mund sehen zu wollen. Nur welche, welche, fragte ich mich.

Eines Tages stand ich im Garten mitten in dem Beet voll von blauen Blumen. Ich stand darin wie in einem blauen Wald. Die Blütenköpfe überragten meinen Kopf. Ich konnte es nicht glauben, dass sie in keinem darauffolgenden Jahr mehr so hoch wachsen wollten,

sondern immer kleinwüchsiger zu werden schienen, und jedes Jahr enttäuschten sie mich aufs Neue. Auch die Erdbeeren wurden immer kleiner, und die Salatköpfe verloren ihre große grüne Herrschaftlichkeit.

Mit einem Mal war alles noch viel kleiner. Und zwar, weil im Nachbargarten etwas auftauchte, was mich in meinem Blumenbeet weit überragte: Ein hoher grüner Stängel mit einer hellroten Blüte obenauf. Blüte und Stängel wiegten sich im Wind, ja sie schienen gar keine Wurzel zu haben. Einmal waren sie links, dann rechts, dann in der Mitte, und schließlich kamen sie immer näher zu mir an den Zaun. Ich hörte »Lotti!«, meinen Namen. Und da gab es nichts mehr zu rätseln. Der herumhüpfende Stängel war Helena Horn. Ich hatte sie schon oft gesehen, doch da war sie immer nur das Kind der Nachbarn gewesen, nichts weiter, und sie hatte mich nie gerufen.

Wir standen uns gegenüber, jede an den Zaun gelehnt. Sie war hoch und schön, schüttelte ihr grünes Kleid und ihr hellrotes Haar – aber warum weinte sie? Sie stieg zu mir über den Zaun, dabei zerriss ihr grünes Kleid. Daraufhin schluchzte sie noch heftiger. Das sei nicht schlimm, meine Mutter würde ihr ein neues nähen, wollte ich sie trösten. Sie schaute mich an, Lippen und Kinn zitterten, als wäre dort ein kleiner Motor eingebaut. Sie sagte, dass sie es zu Hause nicht mehr aushalte, ihre Eltern hätten keine Ahnung vom Leben, sie werde fortgehen, flüsterte sie und rang mir den Schwur ab, dass ich es niemandem sagen dürfe.

Es war das erste Mal, dass ich etwas schwor, und ich hatte ein herrliches, großes Gefühl dabei.

Sie war vierzehn, doppelt so alt wie ich. Bis heute ist etwas von dieser Vorstellung von doppelt so alt geblieben, auch wenn wir in Wirklichkeit immer gleichaltriger werden.

Kaum war ich zurück im Haus, erzählte ich meiner Mutter, was ich geschworen hatte, und bat sie, sie möge Helena ein Kleid nähen, damit sie nicht fortgehe.

Abends kamen ihre Eltern zu meinen Eltern auf Besuch. Ich war schon im Bett, doch ich schlich ins Treppenhaus und lauschte, was sie unten besprachen. Dass die Menschen während des Krieges weder an Magengeschwüren noch an Depressionen gelitten haben, hörte ich, und dass diese Krankheiten typische Zeichen von Friedens- und Wohlstandszeiten seien. Ich hörte die Stimme meines Vaters, der Helenas Mutter riet, sie solle sich mehr mit ihrer Tochter beschäftigen, das Mädchen sei zwar in der Pubertät, doch dass sie seiner Tochter – also mir – solche Sachen sage, wie dass sie fortgehen werde, das sei doch ein bisschen abnormal. Mir wurde heiß. Meine Mutter, diese unverlässliche Person, hatte den Schwur, den ich ihr abgerungen hatte, gebrochen und alles, was ich ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Helena anvertraut hatte, meinem Vater erzählt, der es jetzt ihren Eltern erzählte.

Wenn Helena das erfuhr, würde sie mir nie verzeihen, dachte ich bekümmert und schlich zurück in mein Bett. Ich könnte mit ihr gehen, dachte ich und betete, dass sie nicht ging.

Eines Tages sagte meine Mutter zu mir, sie hoffe, dass ich ihr niemals solche Sorgen bereiten würde wie Helena. Ich fand das interessant, das mit den Sorgen. Und ich konnte überhaupt nicht begreifen, warum das nicht schön sein sollte, dass Helena eines Tages mit einem großen Blumenstrauß in der Hand aus einem roten Auto stieg, an dessen

Steuer ein Mann mit Bartstopfeln saß. Ihr hellrotes Haar fiel über ihre Schultern, ihre Jeans schmiegt sich hauteng an ihren wunderschönen vollen Körper, ich sah ihre Schenkel zwischen dem Blumenstrauß auf- und abwippen, und dann knallten Türen. Ich hörte die Stimme ihres Vaters, Geschrei, ihre Stimme kreischte dazwischen, das rote Auto fuhr davon. Ich hielt den Atem an. Warum waren nicht alle entzückt von dieser Aufregung und diesem herrlichen Blumenstrauß? Ich hätte viel dafür gegeben, einen solchen Blumenstrauß zu haben.

Ich musste gar nichts dafür geben, ich bekam ihn einfach so. Von Helena persönlich. Sie sagte, sie müsse alles vergessen, sie sei gerade noch mit dem Leben davongekommen. Es war großartig, flüsterte sie, und doch müsse sie alles vergessen, die blöde Schule, und ich könne mir nicht vorstellen, wie großartig das sei, was sie erlebt habe, flüsterte sie, ich dürfe es niemandem sagen, und sie müsse alles vergessen. Sie lächelte geheimnisvoll, und ich bewunderte ihre Heldentat, mir den Strauß zu überlassen, und auch ihren riesigen Mund und ihre großen grünen Augen bewunderte ich, ihre weiße, durchscheinende Haut. Sie winkte mir, als sie sich mit Rückwärtsschritten vom Blumenstrauß in meinen Händen entfernte. »Du kannst ihn jeden Tag anschauen kommen!«, rief ich ihr nach und brachte ihn eilends in mein Zimmer.

Ich saß davor und betrachtete ihn. In ihrer Hand, fand ich, war der Blumenstrauß viel schöner gewesen. In meinem Zimmer blieb alles ganz normal, und er war gar nichts Besonderes mehr.

Irgendjemand sagte über Helena, dass sie in einer schwierigen Phase sei. Ich fand sie wunderschön in ihrer schwierigen Phase, ja noch aufregender und noch rätselhafter. Eines Nachmittags zeigte sie mir hinter einem Busch im kleinen Garten ihrer Eltern ihre Brüste. Es waren weiße, feste Halbkugeln, nicht so wie die uninteressanten Brüste meiner Mutter und meiner Turnlehrerin, die ich schon hundertmal gesehen hatte. Helena zeigte mir ihre nur ganz kurz und zog sofort wieder ihren Pullover darüber. Für mein Leben gern hätte ich sie noch einmal gesehen. Ich war nämlich der festen Meinung, drei Brüste gesehen zu haben, und konnte mir die Sache nicht erklären. Sie lächelte und sagte, sie habe die schönsten Brüste der Welt.

»Wie hast du das gemacht?«, stotterte ich.

Sie sagte, es komme nie darauf an, was man wirklich habe, sondern immer darauf, was man glaube zu haben und was man die anderen glauben mache.

Bei mir nützte dieser Glaube nichts. Ich wurde zwar auch älter, aber was ich auch glaubte oder mich zu glauben bemühte, ich hatte nur das, was alle hatten, nur zwei. Dafür hatte ich keine Probleme. Obwohl ich bald in das Alter kam, in dem Helena bereits hatte fortgehen wollen und in dem sich alle große Sorgen um sie gemacht hatten. Der Sandkasten und das Plastikplanschbecken waren längst aus unserem Garten verschwunden, von einem roten Auto wurde ich jedoch trotzdem nicht nach Hause gebracht. Ich wünschte, dass eines Tages auch mein Mund und Kinn zittern würden, und wartete weiterhin auf ein großes Ereignis. Immer noch musste ich nichts vergessen, und immer noch war nichts wirklich großartig gewesen. Ich lebte einfach weiter, ohne Probleme.

Über Helenaerfuhr ich immer neue Aufregungen. Zum Beispiel dass sie sich unter den

Zug werfen wollte, und zwar wegen nichts und wieder nichts, wie meine Mutter sagte. Es war ein Jüngling aus Cardiff, den Helena retten wollte und für den sie den Schmuck ihrer Mutter stahl und verkaufte. Das ist doch nicht nichts und wieder nichts, meinte ich. Aber es sei nicht mein Problem, sagte meine Mutter. Wie ich Helena beneidete. Und wie dankbar ich ihr war, dass wenigstens ihr Leben so stürmisch verlief.

Doch dann geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Etwas, was mir klarmachte, dass es nicht immer darauf ankommt, was man glaubt und die anderen glauben macht, wie sie mir gesagt hatte, sondern manchmal auch darauf, wie es ist.

Mein Onkel galt als lebenslustig und angeblich hatte er ständig Affären. Er war es gewesen, der mein Muttermal mit den Fidschi-Inseln verglichen hatte, weswegen ich nie auf die Idee gekommen war, ich könnte an einem Schönheitsfehler leiden. Mittlerweile rühmte er auch meine prachtvollen dunklen Locken und mein Lachen, das, wie er sagte, so ansteckend sei, dass er alles vergesse. Ich wollte immer wissen, was er vergesse, aber dann lachte er nur und fragte mich nach meinen Verehrern, kniff mich in den Po, brachte mir von den Fidschi-Inseln ein bauchfreies Kleid mit. Ich hatte das ersehnte Alter von vierzehn Jahren erreicht und glaubte, er sei in mich verliebt.

Im Sommer lud er mich zum Heidelbeerpflücken in sein Haus in den Bergen ein, und ich stellte mir vor, dass er sich dort nicht jeden Tag rasieren würde, und im Wald, beim Heidelbeerpflücken, würde ich ihm zuerst meinen Po, in den er kniff, dann meinen Mund entgegenhalten, und dann und dann – und dann. Sein weißes Haar war aus Silber und seine Schuhe aus Blei, so schwer und bedeutungsvoll schritt er zur Tür hinaus, und wenn er dann auch noch eiserne Bartstoppeln haben würde ...

In den Tagen vor der Abreise zu meinem Onkel schnitt ich in alle Pullover und Kleider, die ich mitnehmen wollte, auch in sein bauchfreies, einen tiefen V-Ausschnitt. Nicht nur er, auch ich war lebenslustig, die Heidelbeeren eine Ausrede, und ich konnte es nicht mehr erwarten, bis endlich jener Sonntag kam, an dem ich allein in den Zug steigen würde, um am Nachmittag von ihm am Tal-Bahnhof abgeholt zu werden.

Mein Koffer, den ich gepackt hatte, und der Rucksack, den meine Mutter für mich gepackt hatte, standen im Vorzimmer, und ich musste auf ihr Geheiß noch frühstücken, ehe ich aufbrach. Ich brachte keinen Bissen hinunter, und meine Mutter redete von nichts anderem, als dass ich den Koffer dalassen sollte, ich würde nichts davon in den Bergen brauchen. Mein Vater saß im Morgenmantel am Tisch und sprach kein Wort. Ich wusste, dass er meinen Onkel, seinen Bruder, nicht besonders schätzte. Dann klingelte es an der Tür. »Sie ist schon da«, lächelte meine Mutter und stand auf, um zu öffnen. Mein Vater schüttelte den Kopf. Plötzlich hörte ich Helenas Stimme. Ich hörte sie meinen Namen sagen. Ich sprang auf und sah, dass meine Mutter und sie mein Gepäck in das Auto von Helenas Vater luden. Warum brachten sie mich zum Bahnhof? Warum Helena und ihr Vater?

Helena kicherte. Wir stiegen ein, Helena redete von irgendwelchen Kogeln und Spitzen, und ich konnte mir nichts erklären. Dann schleppte Helenas Vater jedoch nicht nur meinen Koffer, sondern auch ihren. Und sie stieg mit mir in den Zug. Und ich musste begreifen, was ich einfach nicht hatte glauben wollen: Nicht nur ich fuhr zu meinem Onkel in die Berge, auch sie. Und das, obwohl er nicht ihr Onkel war, sondern meiner.

Es stellte sich heraus, dass sie mich zu meinem Onkel mitnahm, nicht ich sie. Als Reiseproviant hatte sie kleine Sektfläschchen eingepackt. Immer bevor sie ihn treffe, sagte sie, trinke sie ein Fläschchen Sekt. Anders seien ihre Nerven zu schwach.

Ich lehnte im Zugabteil auf meinem Fenstersitz ihr gegenüber – sie saß in Fahrtrichtung – und kämpfte mit den Tränen. Sie bemerkte es, glaubte jedoch, ich hätte vor Mitleid mit ihr weinen können. Ohne gefragt worden zu sein, habe sie seinen Wunsch, auch mich einzuladen, akzeptieren müssen, weil er sich vor ihren und meinen Eltern für seine Liebe zu ihr geniere. Dabei müsse doch eigentlich sie sich genieren. Schließlich habe er einen Bauch, und wie er sich kleide, und diese Halbglatze, wo man sich heutzutage doch Haare einpflanzen lassen könne. Und wie er schnarche, und wenn er aufwache, bestehe er nur aus Kratern. Überhaupt werde sie immer ganz melancholisch mit ihm, aber ohne ihn erst recht. Eine Liebe auf den ersten Blick, lächelte sie. Direkt vor unserer Haustür sei sie ihm in die Arme gelaufen. Ohne ihn ginge sie jetzt mit einem anderen, was sie allerdings trotzdem bald werde. Denn wenn mein Onkel sie auch liebe, so sei er doch viel zu alt, was er nicht wahrhaben wolle, weswegen er ihr so leidtue.

Ich starrte sie an und wusste nicht, ob ich sie nun gernhaben oder hassen und ob ich den Onkel lieben oder umbringen sollte. »Du kannst ja jederzeit nach Hause fahren«, meinte sie.

Aber es war kein Problem. Denn es regnete die ganze Zeit, Heidelbeeren gab es sowieso weit und breit keine, und der Onkel war keine Spur von lebenslustig. Die meiste Zeit saß er in seinem Sessel und las uns die griechischen Heldensagen vor, und zwar die Geschichte über Helena. Wie sie aus einem Ei geboren worden sei, da Zeus sich ihrer Mutter in Gestalt eines Schwans genähert hatte, und schon als junges Mädchen hatte ein Held sie entführt, und andere Helden hatten sie wieder befreit, und als sie schließlich verheiratet war, brachte sie ihrem Mann nicht viel Glück, weil sie sich in den schönen Paris verliebte, und treulos und leichtsinnig, wie sie war, brach ihretwegen ein langer, opferreicher Krieg aus, bis ihr Gemahl sie wieder an seine Seite nahm. Eigentlich hätte sie mit dem Tod bestraft werden müssen, doch betörte sie ihren Gemahl aufs Neue, und er verzieh.

An solchen Stellen schlief der Onkel immer ein. Helena lag mit offenem Haar in einem togaartigen weißen Nachthemd auf dem Fellbett. Sie leuchtete. Sie liebe einen anderen, flüsterte sie und starrte den Onkel an, ob er von diesen Worten vielleicht erwache. Sie war wunderschön, wie eine Göttin und ein Engel zugleich, aber der Onkel erwachte nicht. Und Helena überlegte hin und her, ob und wann und wie sie ihn verlassen sollte. »Er wird an einem Herzinfarkt sterben«, flüsterte sie in mein Ohr, sie wisse es ganz genau.

Nur wenige Wochen später verließ Helena ihr Elternhaus. Es war ein Irrtum zu glauben, nun könnte ich an ihrer Statt für Aufregungen sorgen. Als ich irgendwann aus einem Auto mit einem Mann am Steuer stieg, knallten keine Türen, und als ich verliebt war, hatte niemand ein Problem damit, nicht einmal ich. Vielleicht lag es daran, dass mein Freund nicht aus Cardiff stammte, sondern ganz einfach aus der Tanzschule oder aus der Nachbarschaft oder ich weiß nicht mehr woher. Ich dachte nicht daran, mich unter den Zug zu werfen, obwohl ich durchaus manchmal lauschte und die Gleise mit meiner Seele flüstern fühlte. Es waren die Gleise, die zum Onkel in die Berge führten, wohin ich nie

wieder fahren wollte, so dumm und stur und nass waren sie dagestanden, die Berge, ohne sich im Geringsten zu rühren. Aber die Erinnerung war noch nicht ausgewandert aus mir.

Ich verstand nicht, warum ich von Helena nichts mehr sah und hörte. Sie war nicht nur ausgezogen, auch mit ihren Eltern hatte sie vollkommen gebrochen, offenbar mit allen, die in ihr Leben bisher hineingeragt hatten. Meine Mutter sagte, dass so etwas ganz unnotwendig sei und dass dieses undankbare Geschöpf schon noch darauf kommen werde, was für eine Dummheit sie damit begehe. Mein Vater meinte, er würde einem solchen Kind nicht nachtrauern. Niemand wusste, was sie machte. Sie kam nie zu Besuch. Und ich fühlte mich gekränkt, dass sie auch mich aus ihrem Leben zu streichen schien.

Einmal, als ihre Eltern einige Wochen verreist waren, entdeckte ich plötzlich das rote Auto von damals auf der Straße vor ihrem Haus. Ich sah weder sie noch sonst jemanden. Ich rief drüben an, niemand hob ab. Ich läutete an der Tür, niemand öffnete. Spätabends hörte ich eine Autotür zuschlagen. Ich sprang ans Fenster, das Auto startete, die Scheinwerfer leuchteten auf, und mir war, als sähe ich Helena aus der Haustür laufen, ein großes Bündel im Arm. Ich riss das Fenster auf, schrie ihren Namen in die Nacht hinaus. Sie blieb kurz stehen, dann stieg sie mit dem Bündel ins Auto und verschwand. Mein Herz klopfte wie wild. Mitten in der Nacht rief ich den Onkel in den Bergen an. Auch er hatte nie wieder etwas von ihr gehört.

Nach dem Abitur stand mir die Welt offen. Ich ging ein Jahr ins Ausland, wie sich das für anständige Mädchen gehört, und wusste überhaupt nicht, was ich dort tun sollte. Das Ausland nämlich war genauso wie das Inland, nur ein bisschen teurer, was mich aber auch nicht reicher machte. Allerdings trainierte ich mir dort einen speziellen Gang an, mit dem ich überall, wo ich hinkam, meine ganz persönlichen Erfolge erzielte. In hohen Stöckelschuhen setzte ich einen Fuß leicht über Kreuz vor den anderen, und auf diese Weise ging ich nicht mehr durchs Leben, sondern defilierte, zugegeben ein bisschen auch in der Hoffnung, ich würde vielleicht einmal stolpern und wüsste nach einem Knochenbruch mein Dasein mehr zu schätzen. Ich stolperte nicht.

Zurück in meiner Heimat schrieb ich mich sofort an der Universität als Studentin der Philosophie ein und jobbte für eine Boutique, die zwei Modeschöpfern gehörte. Die beiden Männer waren vollkommen überzeugt davon, mit mir als dem natürlichsten Model, das je über einen Laufsteg geeilt war, große Karriere zu machen. Es kommt ja nicht darauf an, was man wirklich hat, sondern immer darauf, was man glaubt zu haben und die anderen glauben macht.

Helena. Dass sie nie nach mir fragte? Ich hätte ihr gern gesagt, wie gut ihre Methode funktionierte. Die Komplimente flogen mir von allen Seiten zu, ich strahlte, meine Eltern strahlten, meine Verehrer, die Modeschöpfer. Leider mussten die beiden armen Teufel nach einem Jahr Konkurs anmelden. Ihre Kreationen waren ein Flop. Ich durfte mir zum Abschied ein schmales, knöchellanges grünes Kleid und eine rostrote Häkelkappe mit breiter Krempe aussuchen und wurde zu einem grünen Stängel mit einer rostroten Blüte. Es stand mir nicht, und ich trug es nur heimlich, allein vor dem Spiegel. Da war mir dann, als könnte ich mit ihr sprechen. Und dann, als sei ich ein bisschen wie sie.

Wieder einmal wusste ich nicht so recht was tun. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass

alles so weit weg war von mir. Es ging mir bestens, doch genau das mochte eigentlich niemand hören. Trotz meiner großen Beliebtheit gewann ich keine wirklichen Freunde, denn weder brauchte ich welche, noch hatte ich etwas zu erzählen. Die Menschen wollen Katastrophen hören, nicht diese kleinen normalen Sorgen, in denen sie selbst täglich ersticken.

Ich wollte nicht immer »Ich auch« sagen, und so entwickelte ich mich zu meiner ganzen Attraktivität auch noch zu einer Lügnerin. Paradoxerweise log ich mich jedoch nicht in tragische Schicksalsschläge, wilde Streitereien und tiefe Depressionen hinein, sondern immer ins Wohlbefinden und in den Frieden. Wenn sich jemand über mich ärgerte, fand ich die glaubwürdigsten Ausreden und torpedierte jede aufkommende Uneinigkeit mit einer Lüge. Wenn sich jemand von mir verletzt fühlte, dann sagte ich sofort, dass ich das nicht so gemeint hätte, bezeichnete es als ein Missverständnis, und wenn ich jemandem etwas Unangenehmes sagen musste, sagte ich das Gegenteil, sodass sich nie etwas anderes um mich ausbreitete als Zufriedenheit und Ruhe. Jene Ruhe vielleicht, von der andere träumen.

Ich aber fragte mich in dieser Ruhe, ob ich denn überhaupt geliebt werde, jemandem wichtig war? Wenn man jemandem wichtig ist, dachte ich, dann wird man doch durchschaut und erkannt? Und vor allem, dachte ich, bekommt man doch ab und zu ein kleines Zeichen, wenn man jemandem wichtig ist oder war? Was die weisen Menschen wohl meinen, wenn sie uns auffordern, wir sollten uns unseren Wert selbst geben?

Die Philosophie, dachte ich, würde mir meine Fragen beantworten. Mit dem Elan einer erkenntnissüchtigen Studentin belegte ich mehr Vorlesungen als vorgeschrieben, saß überall als erste im Hörsaal und harrete der großen Offenbarung. Platon, Sokrates, Savonarola, Hildegard von Bingen, Hegel und Schlegel, lauter große Namen – und ich konnte mich nicht entscheiden, welcher mir noch mehr imponierte, Kant, Fichte, Schopenhauer, Jaspers, Wittgenstein ...

Ich bewunderte die Dozenten, wie sie diese hohen, meist vollkommen unverständlichen Gedankenzüge der großen Philosophen in ihren billigen Sakkos und noch unmöglicheren Hosen wiederzugeben versuchten, ganz zu schweigen von den Socken und Schuhen, in denen sie steckten und die nicht zu den Hosen passten, so wie die unmöglichen Hosen nicht zu den billigen Sakkos. Ich kam zu dem Schluss, dass Geist etwas mit geschmacklosen Krawatten und bei jüngeren Menschen etwas mit Norwegerpullovern zu tun haben musste, und war, obwohl ich es nicht wahrhaben wollte, enttäuscht von der ganzen Philosophie. Ja, von der Philosophie, nicht von den Dozenten.

Ich heiratete einen Dozenten, der mich mitten in die Stadt in eine Zweizimmerwohnung im dritten Stock führte, die er soeben samt der billigen Miete von seiner Oma übernahm. Die Oma war noch da, als ich einzog. Bei meinem Anblick weigerte sie sich, ins Altersheim zu gehen. Eine Frau, die ihre Beine, ihr Haar und ihr Dekolleté so zur Schau stelle wie ich, zischelte sie, die habe hier in ihrer Wohnung nichts zu suchen.

»Aber Oma«, sagte mein zukünftiger Mann, »sieh dir doch ihre Rehaugen an, ihren süßen Lächelmund, ihre prachtvollen Locken und ihr entzückendes Muttermal!«

Ich starrte auf die Stützstrümpfe der Oma, die Arme musste auch Gesundheitsschuhe tragen, in denen ihre Wasserfüße steckten. Kurz entschlossen nahm ich ihre kindliche

Hand. Anstatt in mir eine Gefahr zu sehen, drückte sie mich plötzlich an sich, sah ein, dass mir ihre Möbel, ihre Lampen, ihre Teppiche und Vorhänge nicht gefallen konnten, und kaufte uns von ihren Ersparnissen eine komplette Einrichtung bei Ikea. Meine Eltern kauften alles andere, und als schließlich auch die Perserteppiche den neuen, kuscheligen Wollteppichen gewichen waren, empfand ich das Glück als vollendet.

Ich kochte, deckte den Tisch mit Ikea-Geschirr, zündete die Ikea-Kerzen an und erwartete meinen Mann, manchmal mit, manchmal ohne Oma. Die Oma erzählte von ihren Bridge-Damen, mein Mann von seinen Computer-Programmen. Manchmal kamen auch meine Eltern zu Besuch. Sie waren nach meiner Hochzeit aufs Land gezogen und brachten jedesmal ein halbes Schwein für die Tiefkühltruhe mit. Jahre später erzählte die Oma immer noch von ihren Bridge-Damen, während mein Mann inzwischen ein gefragter Programmierer geworden war und nichts mehr tat, was er hätte erzählen können.

Und ich? Mir ging es gut. Ich hatte mich mit der Langsamkeit angefreundet, kochte, besuchte hin und wieder eine schmutzige Philosophie-Vorlesung, las, telefonierte mit meinen Eltern, kochte, aß, begab mich in die Bibliothek, las, telefonierte mit Oma, las, kochte, besuchte eine Philosophie-Vorlesung, aß ... Und irgendwann stellte ich fest, dass ich wohl niemals wieder einen Laufsteg betreten würde können, selbst wenn jemand Konkurs machen wollte, würde er sich nicht mich dazu aussuchen. Mein Mann war entzückt von meinen Rundungen. In der Fachsprache der Computerfreaks sagte er, er liebe es, darin zu surfen, und ich hatte allen Grund, glücklich zu sein.

Von Helena hörte ich nichts. Hin und wieder rief ich ihre Eltern an und fragte nach ihr. Ja ja, sagten sie mit gebrochener Stimme, es gehe ihr gut, und dann beeilten sie sich, das Gespräch mit mir zu beenden. Das Tü-tü-tü des aufgelegten Hörers klang in mir nach wie ein Geräusch aus riesengroßer Entfernung, und die Abstände, in denen ich nach ihr fragte, wurden immer größer. Als ich schließlich erfuhr, dass ihre Eltern ihren Lebensabend auf Mallorca verbringen wollten und ich keine Möglichkeit mehr hatte, sie nach Helena zu fragen, vermisste ich sie immer weniger und allmählich gar nicht mehr.

Nach und nach stellte ich fest, dass das Studium keine Antworten auf meine Fragen brachte, und eigenartigerweise fragte ich auch gar nichts mehr. Nur eines fragte ich mich fast ununterbrochen: Ist das das Leben? Das kann es doch nicht sein! Bin ich ein Mensch? Alle anderen haben ständig Probleme, nur ich habe keines! Etwas stimmte da nicht. Ich musste etwas anderes versuchen. Etwas suchen. Und eh ich mich's versah, hatte ich es gefunden.

Es war die kleine feine Hemdenfabrik, in die ich aus den Fenstern unserer Wohnung hineinsehen konnte und umgekehrt.

Die Marketingabteilung in dieser Hemdenfabrik war genau das Richtige für mich. Freie Mitarbeiterin, das gefiel mir. Ich konnte kommen und gehen, wann ich wollte. Und bekam trotzdem jeden Monat mein eigenes Geld. Und wenn ich mehr tat, noch mehr. Plötzlich musste ich geschäftlich verreisen. Hemdenmessen gibt es auf der ganzen Welt. Ich traf viele Menschen, und plötzlich lag ich in einem Hotelbett mit einem anderen Mann.

Eigentlich war es furchtbar. Denn es ging alles so leicht. Viel leichter, als ich gedacht hatte. Wie war es möglich, dass mein Mann mir alles glaubte? Leise und korrekt, wie er war, überprüfte er nie, wo ich mich wirklich aufhielt. Einmal kam ich von einer solchen

Hemdenmesse mit Beißspuren auf den Oberschenkeln zurück. Man sah sogar die Abdrücke eines lusterfüllten Menschengebisses. Er aber nickte nur in seinem Fernsehstuhl, als ich ihm sagte, ich hätte an den langen Abenden an einem Selbstverteidigungskurs teilgenommen, der von den Messeveranstaltern angeboten worden sei. Ein paar Sekunden später sprang er per Fernbedienung auf einen anderen Sender.

Und das war alles? Das war meine gute Ehe? Wo blieben die Aufregungen? Warum knallte bei mir nie eine Tür? Warum war alles so normal? Ich war inzwischen dreißig Jahre alt geworden, und noch immer hatte ich dieses Gefühl wie damals im kleinen Garten meiner Eltern, wo ich am Rand des Sandkastens gesessen war und darauf gewartet hatte, dass in dem Kasten ein Erdbeben ausbrach.

Es brach nichts aus in meinem Leben. Nur der Fernseher ging mir auf die Nerven. Lief ein schöner Film, sah ich mich an den tragischen oder komischen Gestalten leid, lief kein schöner Film, ärgerte ich mich über die Katastrophenmeldungen in den Nachrichten. Auch der Kühlschrank ging mir auf die Nerven. Das Vorgekochte, das Oma für uns in ihn hineinstellte, und das halbe Schwein, das meine Eltern in die Kühlfächer stopften, schmeckten immer gleich und machten dick. Mir ging unser Bett auf die Nerven, weil es nie durchbrach, die Wasserhähne gingen mir auf die Nerven, weil immer Wasser aus ihnen kam. Warum nicht einmal etwas anderes? Licht oder Musik? Was wollte ich nur? Das sind doch keine Probleme!

Ich hatte kein Problem.

Vom Psychotherapeuten erfuhr ich, dass jeder Mensch ein Problem habe – auch ich. Ich war ganz Ohr. Das Geburtstrauma, sagte er. Das Geburtstrauma? Er wollte mich meine Geburt wiedererleben lassen, und wir begannen mit ein paar ausführlichen Atemübungen. Doch bald stellte ich fest, dass nur er ein Geburtstrauma zu haben schien, nicht ich. Er verglich mich die ganze Zeit mit seiner schönen Mutter, und da nicht er mich, sondern ich ihn bezahlte, verabschiedete ich mich von ihm mit den Worten, er sei der beste Therapeut der Stadt, ich fühle mich wie neugeboren. Er starrte mich an, und zu all den Problemen, die er schon hatte, musste er jetzt auch das noch einstecken. Armer Kerl.

Was tun? Irgendetwas. Aber was? Ich wollte ein Mensch werden. Aber wie? Ich war ja schon einer. Nur war ich einer, der irgendetwas erlebt hatte? Natürlich, so wie jeder. Ich dachte, da müsse noch etwas anderes sein, ein Abgrund und ein Höhenflug, irgendetwas, was mich wissen lässt: Ich lebe!

Ich weiß nicht warum, doch in dieser Zeit kam mir wieder das Bild des wurzellosen grünen Stängels mit dem hellroten Blütenkopf in unserem Nachbargarten in den Sinn. Wurzellos? War es das, was ich vermisste? Wie konnte ich erwarten, dass ein wurzelloses Wesen bei mir blieb? Und wer war ich denn selbst mit meinen komischen Wurzeln, die sich auch dort festkrallten, wo es schon keinen Saft mehr gab? Nie war ich allein gewesen. Hatte aus dem Elternhaus in die Omawohnung meines Mannes hineingeheiratet. Und mein Mann, seine Oma und das Gekochte und das halbe Schwein im Tiefkühlfach – ich hielt es nicht mehr aus!

Nein. Ich hielt es nicht mehr aus. Auch meinen Liebhaber und alle meine Verehrer hielt ich nicht mehr aus. Und wäre ich nicht so feige gewesen, ich hätte auch die Hemdenfabrik

nicht mehr aushalten können, diese sinnlose Produktion hässlicher Hemden, zu deren Verkauf ich beitrug, ohne dass mir das Ganze irgendetwas bedeutete.

Zwei Jahre lang dachte ich immer: nächsten Monat werde ich den Mut haben, im Februar, im März, im April, im schönen Monat Mai ...

Wieder einmal wurde es Sonntag. Und plötzlich bat ich meinen leisen, korrekten Mann und meinen romantischen Liebhaber gleichzeitig in den Stadtpark. Wir saßen auf einer Bank, ich in der Mitte. Mein Liebhaber wusste von meinem Mann, hatte uns hin und wieder zusammen gesehen. Mein Mann hatte jedoch keine Ahnung von meinem Liebhaber, hatte uns nie zusammen gesehen. Ich kuschelte mich in meinen Regenmantel, und wir schwiegen, alle drei, und mir war, als erlebte ich jetzt genau das, wovon mir andere immer erzählten: die berühmte Ruhe vor dem Sturm.

Doch wo blieb er, der Sturm? Warum brach er nicht aus? Ich verkroch mich in meine altbewährte Unaufrichtigkeit. Anstatt die beiden Männer miteinander bekannt zu machen, tat ich so, als sei mein Liebhaber ein Fremder. Natürlich spielte er mit, dachte wohl, ein dummer Zufall habe uns drei auf diese Parkbank geführt. Der Wind schlug ununterbrochen meinen Regenmantel auf, zu, wieder auf, ich knöpfte ihn zu, auf, wieder zu. Doch diesmal, befahl ich mir, diesmal wirst du dich nicht in einem Mantel verstecken, diesmal wirst du stark sein. Diesmal führt kein Weg daran vorbei. Der Regenmantel ist zu klein, fand ich, zumindest unmodern. Ich musste einen neuen kaufen. Oder ihn zumindest reinigen lassen. Wie sollte ich denn in einem solchen Regenmantel eine Entscheidung treffen? Eine Lebensentscheidung! Die Entscheidung, die alles grundlegend verändern würde?

»Findest du nicht«, fragte ich meinen Ehemann, »dass mein Regenmantel ein unmögliches Stück ist?«

»Nein«, lächelte er, »es ist nur der Wind.«

Dann schwiegen wir wieder. »Und meine Schuhe?«, fragte ich nach einigen Minuten. Über das Gesicht meines Liebhabers zu meiner Linken huschte ein Lächeln. Eigentlich war mein Ehemann der Fremde neben mir, nicht mein Liebhaber. »Wie findest du meine Schuhe?«, fragte ich meinen Mann. »Zu hoch?«, fragte ich, »hättest du lieber flache? Ich meine nur.« Es war wirklich eigenartig, dass ich nie das sagte, was ich sagen wollte. »Ich könnte meinen Typ verändern, nicht ganz flache, aber halbhohle Absätze ...«

Mein Mann schüttelte den Kopf. »Deine Schuhe sind in Ordnung«, sagte er leise, verschluckte sich, hustete, und dann sagte er, dass er sich von mir trennen wolle. Es sei schön gewesen, sehr schön, doch alles, hustete er, alles hat seine Zeit.

Ich war sprachlos. Was sagte er? Er? Ausgerechnet er? Ich hatte es sagen wollen. Ich. Oder vielleicht nur denken, nicht sagen, geschweige denn durchführen.

»Du willst dich scheiden lassen?«, versicherte ich mich. Er schaute mich dankbar an, nickte und öffnete seine Arme, um mich aufzufangen. Ich fiel ihm um den Hals. Umarmte ihn. Küsste ihn. Was für ein wunderbarer Mann! Immer hatte er mir das Schwere abgenommen, nie hatte er mir ein Problem gemacht. Und jetzt tat er auch noch diesen Schritt für mich. Aber wie grausam von ihm, mich einfach vor diese in ihm vollendete Tatsache zu stellen. Schließlich gehörten wir doch zusammen. Eine Ehe ist ja nicht so etwas wie ein Regenmantel, den man einfach wieder auszieht oder zur Reinigung gibt,

wenn er einem nicht mehr gefällt. Noch dazu war mein Mann viel wertvoller als mein Regenmantel. Ich nahm seine Hand und wusste nicht, ob ich nun weinen oder mich bedanken musste, ihn beschimpfen oder – ich war vollkommen verwirrt.

Selbstverständlich, sagte mein Mann, wolle er eine einvernehmliche Trennung, er trage mir nichts nach, Oma meinte, vielleicht habe es ja auch an ihm gelegen, dass ich nicht treu gewesen sei. Meine Augen wurden groß, meine Ohren rot. Er wusste es? Er wolle mir, fügte er noch hinzu, auch die Wohnung lassen, Oma sei einverstanden, er komme schon zurecht, und es eile ja auch nicht, nur einmal, meinte er, müsse der Schritt zugunsten unserer beider Entwicklung vollzogen werden. Dann stand er auf und ging.

»August!«, rief ich ihm nach, »warte!«

August? Wie kam ich denn auf diesen Namen? Ach ja, es war August. Bald würde der Winter hereinbrechen. Mir war jetzt schon kalt. Mein Mann entfernte sich langsam, ohne sich umzudrehen. Ich schaute ihm nach und dachte: Man nimmt mir wirklich alles. Jetzt hast du mir auch das noch abgenommen, du guter, fürsorglicher, leiser und korrekter Mann, und du lässt mir sogar die Wohnung, du tust überhaupt alles, was ich will, so werde ich nie die Chance haben, eine Ahnung vom Leben zu bekommen, ein Mensch zu werden und irgendetwas zu verstehen. Ein unmöglicher Mann, dachte ich, steht einfach auf und geht, und das jetzt, im August. Er sah gut aus, fand ich plötzlich, gut gewachsen und von hinten sogar interessant.

Ich wandte mich zu meiner Linken, und was musste ich sehen? Mein Liebhaber schlief. War Zeuge meiner Ehetrennung geworden und schlief. Der Kopf war ihm auf seine Brust gefallen, der Mund stand ein bisschen offen, ein kleines Rinnsal, das seinen Weg aus einem Mundwinkel über das Kinn nahm, tropfte auf sein Jeanshemd, ein Knopf fehlte, und die Augustsonne wärmte seinen Traum. Unmöglich, dass er sich nur verstellte. Ich wartete ein paar Minuten, räusperte mich, stupste ihn noch einmal. Träumte ich? Träumte er? Er schlief so fest, dass er meine Gebärden nur mit einem schlaftrunkenen Seufzer kommentierte. So leicht machte auch er mir den Abschied? Hatte ich das verdient?

Ich steckte ihm den vorbereiteten Abschiedsbrief in den Hosenbund und entfernte mich in die entgegengesetzte Richtung von meinem Mann.

Und das, dachte ich empört, als ich wieder zu Hause auf den Ikea-Möbeln saß, das war alles, alles, was ich zustande brachte? Ich hatte mir die Trennung sehr kompliziert, schmerzlich, kriegerisch, katastrophal vorgestellt, mit Ausbrüchen, Diskussionen, Tobsuchtsanfällen, in denen ich stark und hart bleiben musste, um mich zum Leben durchzukämpfen. Hatte an Fortgehen gedacht, an Züge, unter die ich mich würde werfen wollen, an rote Autos, in die ich einsteigen würde, um gerade noch davonzukommen mit dem Leben. So einfach konnte man langjährige Beziehungen beenden? Was war nur los mit mir? Hatte ich überhaupt eine Daseinsberechtigung?

Diese Frage verstärkte sich, als ich plötzlich, kurz nach der Scheidung, vollkommen unvorbereitet, erfuhr, dass die Hemdenfabrik auf meine Mitarbeit verzichten müsse. »Es tut uns sehr leid«, sagte der Prokurist, »aber die Firma muss sparen, aber es gibt nichts mehr zu tun für Sie, aber Sie waren eine sehr gute Kraft, aber Sie haben eigentlich nie ins Team gepasst, aber Sie werden schon etwas anderes finden ...«

Ich wankte nach Hause. Auch das noch, dachte ich. Aber du hast es doch eigentlich selbst gewollt, sagte ich mir. Ja, aber jetzt bin ich doch irgendwie – ich wusste nicht was. In meinem Kopf hämmerte die Frage: Was soll aus mir werden? Ist das das Leben?

Als mir eine Kollegin erzählte, dass der Prokurist meine Arbeit seiner Geliebten anvertraut hatte, weil sie ihm drohte, alles auffliegen zu lassen, musste ich lächeln. Und dann hörte ich von allen Menschen, dass auch sie schon einmal ohne Arbeit gewesen und in viel schlimmere Lagen geraten seien als ich, die ich ja nichts und niemanden zu versorgen hatte außer mich selbst.

In der ersten Woche meines Arbeitslosendaseins suchte ich jenes Pelzgeschäft in der Innenstadt auf, vor dessen Auslagen ich schon seit Jahren immer stehen geblieben war. Seit Jahren bewunderte ich die prächtigen Kreationen, seit Jahren malte ich mir aus, wie ich in einem solchen Welteroberungsmantel aussehen würde. Jetzt hatte ich zwar kein Geld, aber Zeit, um alle Mäntel in dem Geschäft zu probieren, einen nach dem anderen, all die Nerze, Leoparden, Persianer, Füchse ...

Während ich mich in einem aufwendig verarbeiteten Ozelot vor dem Spiegel drehte, entdeckte ich, dass sich in dem Geschäft auch ein Mann aufhielt, mit ungepflegten graubraunen Haaren, sympathischen Ohren und Händen wie ein Priester, dessen Kutte inzwischen am Nagel hing und der nun ohne Kirche versuchte, die Welt zu retten, so gut er eben konnte. Ich beobachtete ihn, wie er in seiner gewachsenen Windjacke zwischen einem üppigen Fuchsmantel und einer wundervollen Patchworkarbeit aus Nutria und Seehund schwankte. Als er schließlich einen weißen Nerzswinger bewunderte, schaukelte ich mit meinem bewährten Gang auf ihn zu und flüsterte, falls er das Stück kaufe, würde ich seine skrupellose Tat bei den Tierschützern anmelden. Es war ein guter Zug, um mich und die Welt von meiner momentanen Mittellosigkeit abzulenken.

Der sympathische Mann starrte mich erschrocken an. Nachdem er sich wieder gefasst hatte, lud er mich ein, mit ihm Kaffee zu trinken. Er sei, sagte er, und es klang wie ein Schulbekenntnis, Obmann des Vereins »Rettet die Waschbären«. Eine interessante Aufgabe, und ich könne ihm glauben, er und Pelze – niemals! Ein Witz, dass ich ihn hier getroffen habe, noch nie habe er ein Pelzgeschäft betreten, was solle er, der Tierschützer, mit dieser Steinzeitbekleidung, das Ganze sei ein Missverständnis. Er esse ja auch kein Fleisch, Eier und Milchprodukte kaufe er nur mit dem Siegel des biologischen Anbaus.

Er redete immer schneller, ich konnte ihm kaum folgen, doch als er sagte, dass er eine Sekretärin suche, horchte ich auf. Eine Sekretärin? Offenbar meinte er, Sekretärin sei mir zu wenig. Er verbesserte den Job sofort in Richtung Öffentlichkeitsarbeit. Schließlich einigten wir uns auf die Bezeichnung Aktivistin, eine feste Anstellung und ein anständiges, monatliches Gehalt. Seine Gebetshände zitterten. Nur eines, beschwor er mich, müsse ich ihm versprechen. Dass ich meine Drohung nie wahr mache und nie ein Wort über seinen Aufenthalt im Pelzgeschäft erwähne. Er habe einfach kein Glück im Leben, er habe nur Probleme, sowohl beruflich als auch privat.

Natürlich versprach ich alles, was er wollte, und dann hüpfte ich nach Hause. Ich hatte nur Glück. Beruflich und privat. Und schon am nächsten Tag fing ich im Verein »Rettet die Waschbären« an.

Übrigens beschäftigt sich der Verein nicht nur mit Waschbären, sondern setzt sich für jegliche Art von Tierschutz ein. In jedem Zimmer des Vereinsbüros hängt ein gerahmtes Plakat mit einem Satz von Mahatma Gandhi. »Die Größe und den moralischen Fortschritt eines Landes kann man auch daran messen, wie es seine Tiere behandelt.« Ich Glückliche, endlich ein Philosoph, den ich verstehe. Und eine Arbeit, die einen Sinn hat. Und ein eigenes Zimmer mit Blick ins Grüne.

Vom ersten Tag an fühlte ich mich dort am richtigen Platz. Der Stolz auf die hohen Ziele, die der Verein sich setzte, ließ mich in den ersten Tagen sogar mein Nickerchen nach dem Mittagessen vergessen. Ungefähr nach einer Woche hatte ich mir einen Überblick über die Aktivitäten verschafft, freute mich, dass die auswärtigen Termine immer von meinem Chef selbst übernommen wurden, und so konnte ich in aller Ruhe meinen altbewährten Arbeitsstil einsetzen. Er bestand daraus, dass ich eins nach dem anderen erledigte und, gut organisiert, wie ich war, wieder Zeit für mein Mittagsnickerchen fand. Wieder war alles gut ausgegangen, ja ich hatte es besser denn je, und wieder begann ich mich zu fragen: Werde ich jemals eine Ahnung haben davon, wovon alle ununterbrochen reden und weswegen sie nicht nur die Tiere, sondern sogar sich gegenseitig umbringen? Werde ich je etwas begreifen von dem, was wir unser Leben nennen?